

Von einem Innern her

Gut sein. Das ist ein gefährliches Thema. Es klingt schneller nach moralischer Überlegenheit, als einem lieb sein kann. Wer gut sein will, steht leicht im Verdacht, sich besser zu fühlen als andere. Und vielleicht ist dieser Verdacht nicht immer unbegründet. Gerade deshalb lohnt es sich, vorsichtig zu werden, wenn dieses alte Thema wieder auftaucht.

Seit drei Jahren bin ich aus dem Schuldienst heraus. Nach mehreren Monaten ohne Kontakt zur alten Wirkungsstätte bin ich auf Anfrage bereit, einen Projektchor anzuschließen und zu leiten. Ich komme nicht zurück, um etwas zu beweisen. Ich komme zurück, weil mich die Sache reizt. Musik, Stimmen, junge Menschen, ein gemeinsames Ziel. Ein Anfang. Aber ich treffe auf ehemalige Kolleginnen und Kollegen, die mir dieses Leiten dann doch nicht so ohne weiteres überlassen können.

Das macht mir zunächst nicht viel aus. Ich kann zurücktreten. Ich kann auf die Ersatzbank. Ich kann helfen, ohne den Regierungschef zu geben. Aber ich nehme etwas wahr, das mich beschäftigt: wie fragil das Selbstbewusstsein von Gymnasiallehrern sein kann. Wie schwer es fällt, Leitung loszulassen. Wie schnell man sich zugleich mit Enttäuschungen abfindet. Wie rasch das Unzulängliche zur Wirklichkeit erklärt wird.

Natürlich ist dieser Blick auf die ehemaligen Kollegen nicht unproblematisch. Er kann ungerecht werden. Er kann sich selbst erhöhen. Er kann die Müdigkeit anderer mit Charakterschwäche verwechseln. Deshalb muss er aufgeblendet werden. Die eigentliche Frage lautet nicht: Warum sind die so? Die eigentliche Frage lautet: Warum war ich damals anders? War ich überhaupt anders? Und wenn ja: wodurch?

Auch ich war im Schuldienst überzeugt, dass ich etwas zu geben hatte. Auch ich war überzeugt, dass manches besser gehen müsste als das Vorfindliche. Aber ich war keineswegs souverän. Ich hatte nicht Musik studiert und musste doch Musik unterrichten, weil niemand es besser machte als ich. Für viele Fragen hatte ich kein Vorverständnis. Ich war hilflos, musste improvisieren, Hilfe suchen, Fehler machen, neu ansetzen.

In der Rückschau waren gerade diese Momente Gelenkstellen des Erfolgs. Schülerinnen und Schüler honorierten nicht, dass ich alles konnte. Sie honorierten, dass ich nicht aufgab, obwohl ich überfordert war. Sie honorierten, dass ich mir Hilfe suchte. Sie merkten: Da fehlt etwas. Aber da flieht keiner. Da steht einer in seiner Grenze und versucht trotzdem, der Sache treu zu bleiben.

Das war ambivalent. Die Unterstützung von Schülerseite war ein kräftiger Wind nach tödlicher Flaute. Sie tat gut. Aber ich gab auch etwas von meinem Autoritätsbonus ab. Didaktisch war das klug: Schüler unterrichten Schüler. Das war modern, vorbildlich, manchmal sogar glänzend. Aber es brachte mich auch in den Geruch des Kumpelhaften. Nicht selten fragten Schüler, ob sie mich jetzt duzen dürften. Ich lehnte ab: Nach dem Abitur trinken wir einen. Noch bin ich derjenige, der die Zensuren gibt. Noch stelle ich Weichen für euren schulischen Erfolg. Solange ihr von mir abhängig seid, lassen wir das mit dem Duzen.

Sie durften mich kritisieren. Sie durften Entscheidungen befragen. Ich ließ zu, dass Entscheidungen demokratisiert wurden. Aber ich blieb verantwortlich. Ich blieb, um es in einem vielleicht etwas großen Bild zu sagen, der Regierungschef. Nicht, weil ich alles besser wusste. Sondern weil ich die Asymmetrie nicht verleugnen durfte.

Vielleicht beginnt hier eine erste Spur dessen, was „gut sein“ heißen könnte. Gut ist nicht der Souveräne. Gut ist nicht der, der alles kann. Gut ist vielleicht der, der seine Grenze kennt und trotzdem nicht zu früh aufgibt. Der Hilfe sucht, ohne Verantwortung abzuwerfen. Der andere beteiligt, ohne sie zu vereinnahmen. Der Autorität durchlässig macht, ohne sie zu verstecken.

Aber warum konnte ich das? Warum bin ich nicht still mit der Schulleitung in Groll geraten? Warum bin ich mehrfach ins Direktorzimmer gestieft und habe Unterstützung gesucht, oft vergeblich? Warum habe ich mir dann die Unterstützung eines Lieblingskollegen gesichert und mit ihm improvisiert? Warum habe ich Dinge im Graubereich getan, Schüler privat befördert, Musikunterricht abends in privaten Räumen organisiert, Lösungen gesucht, wo keine vorgesehen waren?

Die naheliegende Antwort wäre gefährlich: weil ich besser war. Diese Antwort führt ins Abseits. Sie macht aus Erfahrung eine Auszeichnung. Sie macht aus Anfangsfähigkeit eine private Heldentugend.

Wahrer ist wohl: Ich durfte es lernen.

Zuhause gab es ein Narrativ: Deine Großeltern waren dagegen. Gegen die Nazis. Die Großmutter habe am „Muttertag“ das Mutterkreuz aus den Händen der NSDAP-Funktionäre verweigert und auf die Straße geworfen. In der Gemeinde lernte ich, dass man auch gegen Mehrheiten Erfolg haben kann, wenn die Sache trägt. Wir bereiteten mit Freunden Jugendmessen vor und führten sie durch gegen das Mehrheitsempfinden der Entscheidungsträger. Aber die Kirche war voll. Und schließlich „mussten“ wir sogar Jugendmessen halten, wenn die Kirchenbesucherzählung anstand und die Finanzflüsse davon berührt wurden.

Ich lernte politisch denken, lange bevor ich Politik als Politik verstand. Ich lernte, dass klein Begeben eine schlechte Option sein kann. Ich lernte, dass es Wege gibt, wenn mir die Sache etwas wert ist — und wenn sie nicht nur mir etwas wert ist.

Von meinem Großvater lernte ich, nach Autoritäten zu fragen. Nach Perspektiven. Ich lernte die Offenheit des Fragens. Im Studium rückte dieses Fragenlernen dann ins Zentrum theologischen und fachdidaktischen Arbeitens. Im Referendariat lernte ich schmerzhaft, dass Fragen nicht selbstverständlich sind. Antworten waren erfolgssichernder, auch vorschnelle. Lieber eine sichere Standardantwort als eine konstruktive Frage.

Nach einem Unterrichtsbesuch fragte mich mein damaliger Schulleiter, warum ich meinen Unterrichtsplan an einer bestimmten Stelle unterbrochen hätte. Ich antwortete: Die Frage der Schülerin war an dieser Stelle eine einmalige Chance auf Tiefe im Unterricht. Und ich verstieg mich zu der Formulierung, ich wolle einen „reichen“ Unterricht, aus dem Kinder jederzeit etwas mit nach Hause nehmen können, was sie am Küchentisch erzählen können. Mein Schulleiter lächelte und schwieg. Seine Mundwinkel zuckten, als wolle er etwas sagen, aber er verkiff es sich. Vielleicht war ihm die Begeisterung des jungen Kollegen wichtiger, als seine Lebenserfahrung dagegenzusetzen.

Gut sein hat mit Fachlichkeit zu tun. Ohne Fachlichkeit wird Begeisterung schnell dünn. Ich habe darunter gelitten, kein Fachmusiker zu sein und doch Musik unterrichten zu müssen. In Mathematik war es anders. Da hatte ich das innere Leuchten, obwohl auch dort noch viel Luft nach oben war. Aber ich lernte: Ich muss kein weltberühmter Hochschulmathematiker sein, um Mathematik gut

unterrichten zu können. Ich brauche fachliche Redlichkeit. Ich brauche Liebe zur Sache. Ich brauche die Fähigkeit, etwas zum Leuchten zu bringen.

Fachlichkeit ohne Leuchten wird Verwaltung. Leuchten ohne Fachlichkeit wird Schwärmerei. Gut wird Unterricht dort, wo beides einander korrigiert.

Und doch bleibt eine tiefere Frage. Wenn dieses Leuchten wirklich mein Leuchten war, wenn mein Anfang aus einem Innern kam, wie kann dann jemand anders daran anschließen? Hat er nicht ein anderes Inneres? Eine andere Herkunft? Eine andere Bedingtheit?

Ein sehr alter, sehr formaler mystischer Satz kommt mir in den Sinn:

Wer auch immer auszieht, kommt von einem Innern her.

Das klingt zunächst fremd, fast zu feierlich. Aber es trifft etwas. Niemand beginnt aus dem Nichts. Niemand zieht einfach los, weil er stärker oder mutiger ist. Auch der Widerständige, der Fragende, der Improvisierende kommt von einem Innern her: aus Geschichten, Erlaubnissen, Vorbildern, Geborgenheiten, Verletzungen, Übungen. Vielleicht aus Familie. Vielleicht aus Gemeinde. Vielleicht aus Musik. Vielleicht aus Glauben. Vielleicht aus einer Erfahrung, dass Mehrheit nicht Wahrheit ist.

Wer auszieht, kommt von einem Innern her. Aber er geht nicht hinaus, um andere in dieses Innere hineinzuziehen.

Das ist entscheidend. Sonst wird aus Gutseinwollen Sendungsbewusstsein. Dann müssten andere mein Leuchten übernehmen, meine Herkunft teilen, meine Energie nachahmen. Dann entstünden Anhänger, aber keine Mit-Anfänger.

Der andere schließt nicht an mein Inneres an. Er schließt an das an, was aus meinem Innern in der Welt erscheint. An eine Geste. Einen Satz. Eine Probe. Eine Frage. Eine Form. Eine Zumutung. Eine Möglichkeit.

Beim Chor ist es nicht mein Inneres, an das andere anschließen müssen. Es ist die Musik. Der Klang. Das gemeinsame Ziel. Die Erfahrung: Da geht noch etwas. Beim Unterricht ist es nicht mein Inneres, sondern die Sache, die Schülerfrage, der Gedanke, der plötzlich Tiefe bekommt. Im politischen Raum ist es nicht meine Biographie, sondern die Frage, ob Institutionen wieder Orte des Anfangs werden können.

Das Eigene wird nicht anschlussfähig, weil andere dasselbe in sich tragen. Es wird anschlussfähig, wenn es in der Welt eine Form findet, in der andere mit dem Ihren antworten können.

Vielleicht ist das die Brücke zu Hannah Arendt. Der Anfang hat eine verborgene Herkunft, aber er wird erst Anfang, wenn er erscheint. Er kommt aus einem Innern, aber er gehört nicht dem Innern. Er muss weltfähig werden. Er muss in einen Zwischenraum treten, in dem andere nicht kopieren müssen, sondern antworten können.

Gutseinwollen führt dabei offenbar in eine Form von Einsamkeit. Wer nicht zu früh aufgeben will, steht irgendwann allein. Wie der Leistungssportler, der nicht mehr nur das allgemeine Training mitmachen kann, sondern einen eigenen Plan braucht. Wie Regierende, die Berater haben und doch in der Entscheidung allein sind. Man kann sich beraten lassen. Man kann den Ehepartner ins Vertrauen ziehen, um die Einsamkeit der großen Entscheidung zu dämpfen. Aber entscheiden muss man selbst.

Auch pädagogisch, künstlerisch, politisch gibt es diese Einsamkeit. Sie entsteht, wenn ich merke: Ich kann mich jetzt nicht einfach in die allgemeine Enttäuschung einfügen. Ich kann das Vorfindliche nicht für das Mögliche halten. Ich muss noch einmal fragen. Ich muss noch einmal anfangen.

Aber diese Einsamkeit darf nicht das Ziel werden. Sie darf nicht zur Wohnung werden. Wer gut sein will, muss die Einsamkeit des Anfangs aushalten, ohne sich in ihr einzurichten. Denn Urteilen kann einsam sein. Handeln wird erst mit anderen mächtig.

Vielleicht ist das die präziseste Unterscheidung: Der Anfang ist einsam im Urteil und plural in der Verwirklichung.

Darum wird auch der Blick auf die ehemaligen Kolleginnen und Kollegen milder und schärfer zugleich. Milder, weil es nicht genügt zu sagen: Sie geben zu schnell auf. Schärfer, weil die institutionelle Frage entsteht: Welche Räume haben ihnen gefehlt, in denen sie hätten lernen dürfen, nicht zu früh aufzugeben? Welche Schulleitung schützt Anfänge? Welche Kultur erlaubt es, zu sagen: Mir fehlt etwas, aber ich versuche es trotzdem? Welche Institution macht aus professioneller Unruhe nicht sofort Störung?

Eine gute Schule dürfte nicht lauter Helden brauchen. Sie müsste Formen haben, in denen Menschen lernen dürfen, mit der Einsamkeit des Anfangs umzugehen. Sie müsste erlauben, dass jemand fragt, sucht, improvisiert, Unterstützung braucht, etwas wagt, ohne sich selbst zu verklären.

Gutseinwollen ist keine private Heldentugend. Es wächst dort, wo Menschen aus einem Innern kommen und doch eine gemeinsame Welt suchen. Es verlangt Fachlichkeit, aber nicht nur Fachlichkeit. Es verlangt Begeisterung, aber nicht bloß Begeisterung. Es verlangt Offenheit des Fragens, Bereitschaft zum Neuen, Mut zur Grenze, Respekt vor der Andersheit der anderen.

Jeder Mensch, der mir begegnet, ist ein möglicher Neuanfang. Aber nicht, weil er mein Inneres teilt. Sondern weil zwischen uns eine Welt entstehen kann, in der mein Anfang und sein Anfang einander nicht verschlingen, sondern antworten.

Vielleicht heißt gut sein am Ende genau das: dem möglichen Anfang treu bleiben — in mir, im anderen und zwischen uns.